

**Zeitschrift:** Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur  
**Herausgeber:** Verein für Bündner Kulturforschung  
**Band:** - (1959)  
**Heft:** 11-12

**Artikel:** Graubünden in seinen Beziehungen zur Deutschen Revolution 1848  
**Autor:** Tönjachen, R.O.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-397858>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT  
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE  
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

---

## Graubünden in seinen Beziehungen zur Deutschen Revolution 1848

Von Rud. O. Tönjachen

### Vorbemerkung

Die Beschaffung des Materials für die vorliegende Arbeit bereitete uns anfänglich nicht wenig Sorge, trotzdem wir ursprünglich nur an eine Seite der Beziehungen Graubündens zur deutschen Revolution von 1848 dachten: nämlich nur an die deutschen politischen Flüchtlinge in Graubünden. Von der Tätigkeit eines Bündner Burschenschafters in Berlin im Jahre 1848 wußten wir noch nichts. Über die politischen Flüchtlinge erhielten wir zuerst auf briefliche und mündliche Anfragen hin die widersprechendsten Mitteilungen. «Natürlich war das ein Flüchtling», sagte der eine. «Dummes Zeug, der hat nie etwas mit Politik zu tun gehabt», der andere. Schon nach den ersten genaueren Untersuchungen mußten wir uns überzeugen, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo man fast jeden Deutschen als einen «politischen Flüchtling» betrachtet hat, was natürlich nicht ausschließt, daß vielleicht auch mancher Deutsche sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht hat, sich mit dem romantischen Schimmer eines politischen Flüchtlings zu umgeben. Die Zahl der wirklichen Flüchtlinge reduzierte sich aber rasch auf zwei. Dafür tauchte aber «Gaudi» von

Salis, der «flotte» Bündner Burschschafter in Berlin, der nachmalige erste Regierungsrat Graubündens, auf, und der ist, wahrlich, auch einen «Flüchtling» wert, um so mehr da er uns ein treffliches Beispiel für die Gegenseitigkeit der Beziehungen Graubündens zur deutschen Revolution von 1848 bietet.

Für mündliche und briefliche Mitteilungen, die uns als sicheres Quellenmaterial dienten, sind wir vor allem Frau Dr. E. von Planta und Herrn Dr. von Muralt in Zürich, Herrn a. Rektor Dr. C. Jecklin und Prof. Dr. F. Pieth, Kantonsbibliothekar in Chur, und Herrn a. Lehrer und Förster M. Candrian in Samedan zu Dank verpflichtet.

Im Staatsarchiv in Chur benutzten wir eine Anzahl Briefe, jedoch in der Hauptsache nur um festzustellen, wer nicht Flüchtling war (Hörmann, Caselitz usw.). Von den gedruckten Quellen müssen wir in erster Linie die Jahresberichte der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, das Monatsblatt (neue Folge) und das Bündner Monatsblatt für Geschichte und Volkskunde erwähnen, aus denen ich einzelne Abschnitte wörtlich übernommen habe. Als allgemeine Orientierung der schweizerisch-deutschen Beziehungen um 1848 leisteten uns die Bücher von Herrn Prof. Näf, Bern: «Die Schweiz in der deutschen Revolution» und «Das Literarische Comptour Zürich–Winterthur» die besten Dienste. Daneben benutzten wir auch die Abhandlung von P. Neitzke: «Die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1848/49». Weitere Literaturangaben finden sich in den Anmerkungen.

\*

Das geistig-politische Leben Deutschlands hat während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrmals hohe Wellen bis über die Schweizergrenze geworfen. Zu Zeiten der Hochflut, wie zum Beispiel nach dem Wartburg-Fest von 1818, nach dem Hambacher-Fest von 1832, nach dem Frankfurter Putsch von 1833, reichten diese Wellen bis weit in die Bündner Berge hinauf. Auf Schweizer Boden wirkten sie vielfach befruchtend, weil ihre Träger, die politischen Flüchtlinge, meistens dem gebildeten Stande angehörten und infolgedessen das geistige Leben der Schweiz in mannigfacher Weise sehr günstig beeinflussten, was für die Schweiz einen dauernden Gewinn bedeutete. Graubünden

verdankt zum Beispiel den deutschen Flüchtlingen der zwanziger Jahre<sup>1</sup> die Einführung eines rationellen Turnbetriebes nach der Jahn'schen Methode an der reformierten Kantonsschule. Andererseits barg aber die Beschützung ausländischer Flüchtlinge durch die Schweiz eine große Gefahr in sich, die Asylfrage, die in den 30er Jahren der Schweiz so viel Unannehmlichkeiten und Demütigungen bereitete, beweist das zur Genüge. Infolgedessen setzte in Graubünden eine sinnlose «Flüchtlingshetze»<sup>2</sup> ein, die bedeutend mehr geschadet als genützt hat. – Es ist nicht zu bestreiten, daß in rein politischer Hinsicht die Antriebe, die in Deutschland politische Kundgebungen bewirkten, sehr oft von der Schweiz ausgingen<sup>3</sup>; denn, trotzdem Metternich mit seinem 15er Vertrag in der Eidgenossenschaft nicht bloß die Auswüchse der Helvetik beseitigt, sondern auch wertvolle Quellen, aus denen neues Leben hervorsprudelte, unterbunden hatte, so bewegte sich das politische Denken und Fühlen in der Schweiz dennoch auf bedeutend freieren Bahnen als in weitaus den meisten Staaten Deutschlands. Die Schweiz war doch eine Republik und somit in der politischen Entwicklung allen andern europäischen Staaten weit vorausgeeilt. Für Graubünden gilt das noch in erhöhtem Maße. Trotz aller Verschiedenartigkeit handelt es sich aber dennoch stets um ein Geben und Nehmen zugleich. Den Höhepunkt erreichten diese Wechselbeziehungen der Schweiz bzw. Graubündens und Deutschlands in den Jahren 1847, 1848 und 1849. Die liberale Schweiz kämpfte damals um die Bundesrevision, und durch den Sonderbundskrieg erreichte sie ihr Ziel. Der Kampf wurde zwar seit Einbezug der Kloster- und Jesuitenfrage unter religiöser Flagge geführt und vom irregeführten Schweizervolk damals in der Hauptsache auch als Glaubenskrieg aufgefaßt und bewertet. Im Ausland, vor allem in Wien und Berlin, sah man trotz oder vielleicht gerade wegen der größeren Entfernung den religiösen Schleier, in dem die Bundesrevision eingehüllt war, nicht, und man wußte, um was es ging. Von Sydnof sagt: «Ein Sieg der Tagsatzungsarmee wäre unheilvoll für ganz Europa», und noch deutlicher äußert sich Friedrich Wilhelm: «Es handelt sich gar nicht um Jesuiten und

---

<sup>1</sup> Vullemin.

<sup>2</sup> Picht, Flüchtlingshetze in Graubünden, Chur 1899.

<sup>3</sup> Hambacher Fest 1832; Frankfurter Putsch 1833.



um Protestanten, sondern allein darum, ob die Sache des Radikalismus sich über ganz Europa verbreiten soll.»<sup>4</sup> Aus dieser Auffassung heraus erwächst bei Metternich und Friedrich Wilhelm der Gedanke der bewaffneten Intervention, und aus diesen Erwägungen erklärt sich die Tatsache, daß die europäischen Fürsten die Verbündeten der Konservativen, und das deutsche Proletariat, der Sozialismus und seine Begründer Marx und Engels den Liberalen, der Bourgeoisie der Schweiz Sympathieadressen sandten. Welchen Jubel, welche grenzenlose Begeisterung der Sieg der Tagsatzungstruppen besonders in Deutschland auslöste, beweisen am besten die spontan und unabhängig voneinander verfaßten Sympathieadressen<sup>5</sup>, die in den letzten Novembertagen und im Dezember 1847 von zahlreichen Vereinigungen und Einzelpersonen vornehmlich von Deutschland aus an die Tagsatzung gerichtet wurden. Diese Adressen beweisen aber auch, wie empfänglich weite Kreise in Deutschland, zu denen vor allem Professoren, Burschenschaften und Arbeitervereinigungen gehörten, für das politische Ideal der Schweiz, für die Republik, waren. «Die Republik ist mit allen denkbaren Mängeln noch hoch erhaben über die bestverwaltete Monarchie»<sup>6</sup>, so tönt es drüben, nördlich vom Rhein, und das sind die Stimmen, die im März 1848 das Volk zur Revolution aufrufen.

Ist es nun Tücke des Schicksals oder unbegreifliche und unvermeidliche Familientragik<sup>7</sup>, daß in der Burschenschaft in Berlin ein Bündner, ausgerechnet der Neffe des geschlagenen Sonderbundsgenerals<sup>7</sup> eine flammende Rede, ein Loblied auf die Freiheit singt,<sup>8</sup> gegen die «Onkel Hans» wenige Monate früher mit blanken Waffen ausgezogen und unterlegen war. Wer war denn dieser widerspenstige Neffe, dieser freiheitstrunkene Student? – Kein geringerer als der spätere bündnerische Regierungs- und Nationalrat Gaudenz v. Salis-Seewis.<sup>9</sup>

---

<sup>4</sup> Kollegheft Prof. Näf.

<sup>5</sup> Näf, Die Schweiz in der deutschen Revolution, 106–207. Frauenfeld, Leipzig 1929.

<sup>6</sup> Fröbel: «Politische Briefe über die Schweiz, aus Näf: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, S. 92.

<sup>7</sup> Siehe: Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, IX. Jahrgang, 1929, Nr. 1: Joh. Ulrich von Salis-Soglio und Eugen von Philippsberg, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1846/47; mitgeteilt und eingeleitet von A. Winkler, Wien.

<sup>8</sup> Siehe weiter unten Briefe.

<sup>9</sup> Siehe Bündner Monatsblatt 1919, Nr. 1, Dr. Pieth: Nat. G. v. Salis-Seewis, ferner persönliche Mitteilung von Prof. Dr. L. R. v. Salis-Marschlins.

G. v. Salis wurde am 5. Dezember 1825 in Chur geboren. Er war der Enkel des Dichters J. G. v. Salis-Seewis, dessen Lieder in der poetischen Sprache des Staatsmannes, nur noch männlicher und feuriger, wieder auferstanden sind. Seine Jugenderziehung genoß Salis in Chur. Von 1837–1843 besuchte er daselbst die Gymnasialabteilung der evangelischen Kantonsschule; und schon damals verriet er die ganze Anlage seines Geistes und Charakters. Er lernte mit außergewöhnlicher Leichtigkeit. Von seinen Lehrern wurde ihm öfters vorgeworfen, daß schriftliche Arbeiten von ihm fast nicht zu erhalten seien, daß er oft zu spät in den Unterricht komme und nicht immer nachhole, was er versäume. Ganz am Schluß seiner Gymnasialzeit steht er mit verschiedenen andern Delinquenten vor dem Direktorium unter der Anklage, während der Weinlese über Erlaubnis ausgeblieben zu sein und in Reichenau getanzt zu haben.<sup>10</sup>

«Im November 1843 bezog Salis, 19 Jahre alt, als Student der Rechte, die Hochschule Bonn. Die Briefe an seinen Vater, den Bundesstatthalter Joh. Jak. v. Salis-Seewis, geben uns einen interessanten und aufschlußreichen Einblick in seine Studienzeit. Bis Zürich reiste er mit dem guten Onkel Joh. Ulrich (Salis-Soglio, der eine Schwester des erwähnten Joh. Jak. v. Salis-Seewis geheiratet hatte), der des Guten zu viel tat und mir nicht nur den ganzen Tag über meine Zehrung, sondern auch ein Nachtquartier im Hotel Baur bezahlte, beides ohne mein Vorwissen und Wollen. In Basel war er, veranlaßt durch die Bitten eines Dutzend Bündner Freunde, einen Tag zu verweilen, dann aber folgt ohne Unterbruch die Rheinfahrt bis Mannheim, «in der größtlichen Langeweile»; bis Mannheim hinunter ist alles öde und kahl bis zur Trostlosigkeit. Übrigens war das Wetter auch etwas düster. In Mannheim übernachteten wir, besahen uns am folgenden Morgen früh ein wenig die Stadt und fuhren sodann bei hellem Wetter vollends den Rhein hinunter, dessen Ufer erst jetzt schön zu werden anfangen. Wir kamen in Bonn abends gerade zur rechten Zeit auf die Schweizer Kneipe, woselbst sich etwa 18–20 Schweizer vorfanden, deren Hälfte nun beinahe aus Bündnern besteht, worauf wir zum Ärgernis der übrigen bedeutend pochten. Weitaus der größte Teil der Studentenschaft

---

<sup>10</sup> Siehe Bündner Monatsblatt, a. a. O. ferner Rektor L. Hold: Vorkommnisse im Schulleben einzelner Schüler, Kantonsbibliothek Chur.

besteht übrigens aus Korpsstudenten und Burschenschaftlern, zwischen welchen sehr häufig losgegangen wird. Besonders die Korps (früher Landsmannschaften) sind fürchterlich gegeneinander verhetzt. – In einem andern Brief gibt er Auskunft über die Kollegien, die er zu besuchen gedenkt, nämlich: Geschichte der französischen Revolution bei Dahlmann, Psychologie bei Brandis, Institutionen bei Blume, Tacitus Germania bei Arndt, Platons Symposion bei Ritter, alte metrische Kunst bei Ritschl und Naturrecht bei Walther. Noch schwankte er nämlich, ob er sich der Philosophie oder Jurisprudenz zuwenden solle. Eingeschrieben ist er zwar in der philosophischen Fakultät, befaßt sich aber mehr mit Jurisprudenz. Zum erstenmal muß er das Neujahrsfest fern von der Heimat feiern und kann nicht seinen Lieben, wie gewohnt, den Neujahrsgruß von Mund zu Mund zurufen; doch in Gedanken sieht er sie alle daheim «um die dampfende Completerbowle» Altjahr feiern, und er ist auch bei ihnen. Es folgen nun «Studenten- und Bürgerbälle»; besonders das sogenannte Narrenkomitee ist im vollen Leben, bis er dann schließlich berichtet: «Der hiesige Carneval hat endlich ausgetobt, wodurch sich das Volk die schnöde Unmündigkeit in den Fragen der Zeit erträglich und komisch machen will. Diesen Eindruck müssen dem Unbefangenen die unschuldig-boshaften Anspielungen auf Zensur und Konstitutionen etc. machen.» Hinter diesen Bemerkungen spüren wir bereits den Geist des jungen Revolutionärs, wir sehen seinen Geist sich aufbäumen gegen die unerhörte Bevormundung der freien Meinungsäußerung durch die deutsche Pressezensur, und wir können nicht daran zweifeln, daß die so erzeugte Spannung in ihm nach Taten drängt, und eben diese Taten sind es, die auch in erster Linie in den Rahmen dieser kurzen Betrachtung hineingehören. Wir müssen uns darum versagen, tiefer in seine Privatkorrespondenz der folgenden Jahre einzudringen, sofern dieselbe nicht mit unserem Thema in Beziehung steht, wir müssen manchen Brief unbeachtet lassen, wenn auch jeder von ihnen, einem klaren Bergsee gleich, das Wesen dieser kristallautern, tatendurstigen und hochbegabten Natur widerspiegelt.

Nach Schluß des ersten Sommersemesters in Bonn bereiten ihm die Wahl des Ortes für die Fortsetzung seiner Studien und die Berufswahl viel Kopfzerbrechen. Zürich und Berlin stehen in engerer Wahl, beide mit unleugbaren Vorzügen, Zürich, wegen der vortrefflichen natur-

wissenschaftlichen Hilfsmittel, Berlin aber aus andern, für ihn sehr schwerwiegenden Gründen, die er folgendermaßen zusammenfaßt: «Meine nächste Aufgabe muß sein, einen möglichst freiwissenschaftlichen Gesichtskreis zu gewinnen. Dazu ist kein Ort geeigneter als Berlin, der gewaltige Tummelplatz abstrakter deutscher Bildung, deutscher Wissenschaftlichkeit... In Zürich würde es für mich allerlei interessante schweizerische Kleinigkeiten geben, politische Tagesbestrebungen usw.» Wir würden ihn jedoch mißverstehen, wenn wir hieraus den Schluß ziehen wollten, daß die Schweiz und seine engere Heimat, Bünden, ihn nicht mehr interessieren würden. Schreibt er doch im Juli 1844 an seine Eltern, die ihm offenbar so «häufig» schreiben, daß er sich genötigt fühlt, sie zu fragen, ob sie «mit den deutschen Buchhändlern in Vierteljahrsschriften konkurrieren wollen». «Von Papa interessiert es mich ungeheuer zu erfahren, wie es in Bünden bezüglich der Jesuitenangelegenheit aussieht.» Es sind Pläne praktischer Natur, Berufswahl-Angelegenheiten, die ihn nach Berlin treiben wollen. Seine «philosophisch-sozialistischen Sympathien» haben in ihm eine gewisse «Abneigung gegen das Jus» erzeugt. Und die gleichen Sympathien machen ihm auch «den Gedanken immer unerträglicher», dereinst «im Dienst unseres egoistischen, heutigen Privatrechtes zu stehen». «Als wirklicher Staatsmann in meiner Heimat zu wirken, widerstrebte überdies meiner innersten Natur, indem es mir nie und nimmer gelingen würde, an diesem elenden Flickwerk von politischen Miniaturverhältnissen mein Leben lang herumzuzerren und auszubessern. Wer dies kann, an dem ist er im höchsten Grade anzuerkennen. Mir fehlt die erforderliche praktische, kluge Bedächtigkeit und langweilige Selbstverleugnung dazu... Wenn ich trotzdem beim juridischen Studium hätte verbleiben wollen, so konnte dies allein noch eine schriftstellerische oder akademische Tätigkeit als Jurist zum Endzweck haben. Diese Gebiete einstiger Tätigkeit stehen mir aber ebenso sehr für mein philosophisches Studium zu Gebote, und es ist in mir zu entscheidenden Zuversicht erwachsen... einst als akademischer Lehrer wirken zu können.»

Das «Veto» des Vaters machte jedoch diesen Plänen ein jähes Ende. Er wünschte und befahl dem Sohne, das juristische Studium fortzusetzen, und zwar weder in Zürich noch in Berlin, sondern in Heidelberg. Dem Papa zulieb hat er dort, wie wir aus einem Brief

vom Oktober 1845 erfahren, ein juridisches Kolleg von täglich drei Stunden sich auf den Hals geladen, welches ihm höchstens noch Muße für einige geschichtliche Vorlesungen übrig läßt. Und alle übrigen Beschäftigungen müssen in Gottes Namen Pause machen. Seiner «im römischen Recht vertrockneten Seele» weiß er aber auch durch kleinere Ferienaufzüge neues Leben einzuhauchen. Wahrlich, wir müssen unwillkürlich an den jungen Goethe in Straßburg denken!

Im Winter 1846/47 und im Sommer 1847 finden wir Salis abwechselnd bei Verwandten in Bergamo und in Celerina im Engadin, dann aber geht der Herzenswunsch des flotten Studenten, der Aufenthalt in Berlin, doch in Erfüllung; ja, es scheint sogar, als ob das Schicksal ihn noch für die vom Vater auferlegte frühere Entsagung entschädigen wollte. Sein Berliner Aufenthalt fällt gerade in das denkwürdige Jahr 1848, das heißt in das Jahr der «deutschen Revolution». Es ist nach dem Gesagten fast ausgeschlossen, daß eine Natur wie diejenige eines Gaudenz v. Salis die elektrische Spannung des damaligen deutschen Volksgemütes in den verhängnisvollen Revolutionstagen untätig zusehen konnte. Hatte er doch wenige Monate früher gejubelt, als die «reaktionären Truppen» seines Onkels bei Gislikon und Meierskappel von den Liberalen geschlagen worden waren; und als dann aus der Schweiz durch alle Länder Europas ein frischer Frühlingshauch wehte, der die Völker zu neuem Leben aufweckte, da war er trunken vor Freude. Am 6. Januar 1848 richtete er von Berlin aus einen originellen Brief an seine Eltern, eine große «Silvester-Phantasie», worin er in einer für sein Wesen charakteristischen Art die politische Stellungnahme seiner Angehörigen zu den Sonderbundsereignissen schildert:

Berlin, den 6. Januar 1848.

Meine Theuersten,

Berlin ist lang und breit – die Juristerei schwer! – so mußten bisher meine Briefe notwendig kurz und selten bleiben. Ein Augenblick, an welchem alle Einsilbigkeit scheitern muß, ist die Neujahrszeit; da drängt die selige Erinnerung der liebenden Jugendjahre das Herz, sich lebendiger als je zu denen hinzuversetzen, welche gewiß in denselben Momenten ihre zerstreuten Familienscharen in ihrem Geist versammeln und dort wieder einmal in Reih und Glied passieren zu lassen.

Auch ich wollte eine stille beschauliche Familien-Revue halten . . . Die Revue wurde förmlich militärisch. Denn auf der einen Seite rückte aus dem Hintergrunde hervor, mit alten und neuen Narben geziert, die Gestalt des wackeren Oheims Hans<sup>11</sup>, der ich meine herzliche Teilnahme wegen der erlittenen Enttäuschungen keineswegs versagen konnte, wenn auch eine höhere Liebe, als die Anhänglichkeit eines Neffen, mich seine Niederlage einigermaßen verschmerzen ließ – jene Liebe, mit welcher ich hänge an dem Bilde eines harmonischen, unzerstückelten, in geschlossener Kraft und Gesundheit vorschreitenden – oder wenn's sein soll – untergehenden Vaterlandes. Trieb nicht eben das stolze Pflichtgefühl, für vaterländische Zukunft zu sollen . . . jenen andern Mann<sup>12</sup>, der nun von entgegengesetzter Seite erscheint, dazu an, Frau und Sohn zu verlassen, um jene acht Freiwilligen zu führen – die Zeitungen nannten sie «die Löwen» – und sich seinem Verwandten und Herzensfreunde gegenüberzustellen? Ihm nähert sich Schwager Zacharias, der Liberale . . . der Radikalismus hat ihn wieder etwas ausgesöhnt mit sich, durch die Energie, womit er den Ausgang herbeiführte; er murmelt in die schwarzen Wälder seines Bartes hinein mit einem Murmeln, das wie Nachhall des Schlachtendonners bei Gislikon tönt: «nun, wenn es einmal sein mußte, so war es am besten so!» . . . (Es folgt nun auch die Revue der Tanten und Schwestern, die nicht minder interessant, aber in diesem Zusammenhang belanglos ist.)

Den Höhepunkt seines Berliner Aufenthaltes bildet die Teilnahme an der März-Revolution, durch die er förmlich Berühmtheit erlangt hat. Es existieren hierüber zwei zuverlässige Berichte. Einer rührt von W. Vigier, dem Busenfreund und Gesinnungsgenossen Salis, her und der andere von Salis selbst in zwei Briefen, die er kurz nach der Revolution an seine Eltern richtete. Vigier<sup>13</sup> berichtet hierüber, Salis sei schon im Anfangsstadium der Revolution in Volksversammlungen, die nach Tausenden zählten, gegangen, wo er alle Herzen durch zündende Reden zu allgemeiner Begeisterung entflammt habe. Die Nachricht vom gleichzeitigen Ausbruch der Wiener Revolution

---

<sup>11</sup> Der Sonderbundsgeneral, der Gatte der älteren Schwester des Vaters.

<sup>12</sup> Anton Michel, Gatte der jüngern Schwester des Vaters; siehe hierzu auch Pieth, Der Anteil Graubündens am Sonderbundskrieg. Chur 1916.

<sup>13</sup> W. Vigier, Die Märztage des Jahres 1848, Erinnerungen an Berlin, «Basler Nachrichten», Basel 1886.



habe dann wie eine Bombe gewirkt. Die Studenten berieten in der Aula in zahlreicher Versammlung ihr Verhalten. Die einen wollten sich den Behörden als Schutzmänner anbieten und Waffen verlangen; die andern wollten sich der Volksbewegung anschließen. Vor der Aula hatte sich eine große Menge Volkes versammelt, den Entscheid abzuwarten. In einer zündenden Rede zog Salis einen Vergleich zwischen dem einst lethargisch gemütlichen Wien, das nun die Fahne der Freiheitsbestrebungen keck entfaltet, und der Residenz Berlin, dem einstigen Sitz deutscher Intelligenz, das untätig in seinem Sand stecken bleibe. Er forderte die Studenten auf, sich an die Spitze der vor dem Gebäude harrenden revolutionären Volksmassen zu stellen. Mit wuchtigen Worten warf er ihnen Feigheit, niedrige Gesinnung sowie Mangel an Freiheitsgefühl und Begeisterung fürs Vaterland vor. Wäre die Revolution nicht ausgebrochen, diese Rede hätte Salis einige Jahre Festung eingetragen. Plötzlich knallten von dem Platze her Gewehrsalven. Eine Anzahl Truppen wollten den Platz säubern, gaben rasch das Zeichen und schossen in die Menge, welche nicht so plötzlich sich zerstreuen konnte. Natürlich gab es mehrere Tote und Verwundete. Doch unser freiheitstrunkene Salis begnügte sich nicht bloß, die Studenten zur Revolution aufzufordern. Seine Revolution an Propaganda reichte bis in die Fabriken. Auch hier zitieren wir Vigier:<sup>14</sup> «Einen wesentlichen Zuzug erhielt die Revolution durch den Beitritt der Arbeiter der Fabrik Borsig, lauter gewandte, kräftige junge Männer. Sie wollten sich zuerst der Revolution nicht anschließen und waren Nachmittags in ihren Werkstätten, als der Ruf: zu den Waffen! ertönte. Bereits hatten sie mehrere Ansuchen, sich beim Kampfe zu beteiligen, zurückgewiesen. Da erschien Student Salis bei ihnen. Es gelang ihm, sie in den Hof zusammenzubringen. Sobald dies geschehen war, hatte er gewonnenes Spiel. Mit hinreißender volkstümlicher Beredsamkeit forderte er sie auf, am Kampfe Teil zu nehmen. ‚Eure Brüder, die Arbeiter Berlins, sind im Kampf, und ihr wollt sie feig im Stiche lassen‘, so begann er seine Ansprache, und immer begeisterter in steigender Aufregung schloß er mit dem Aufruf: ‚Auf zu den Waffen!‘ Alle bis zum letzten Heizer folgten ihm zum Kampfe. Da wurde aus der Kaserne eine Kanone aufgefahren und ein Kartätschenschuß

---

<sup>14</sup> Vigier: a. a. O. siehe hiezu auch Monatsblatt a. a. O.

streckte etwa sechs Arbeiter zu Boden. Die Arbeiter nahmen die Toten mit sich und zerstreuten sich in verschiedene Quartiere, wo sie am Barrikadenbau und Kampf die trefflichsten Dienste leisteten.»

Und nun mögen die zwei erwähnten Briefe Salis folgen. Wir geben sie hier im genauen Wortlaut, und soweit das Politische darin in Betracht kommt, ungekürzt wieder; denn die «deutsche Revolution», so wie sie von einem Bündner Demokraten von 1848 gesehen, mitgemacht und beurteilt wurde, gewinnt für uns an Bedeutung und Reiz. Zudem sind diese zwei Briefe, soweit die Rede, die Salis als Vertreter der Berliner Studentenschaft am «Erinnerungsfest» am 4. Juni 1848 gehalten hat und die wir hier auch nicht vorenthalten möchten, ein trefflicher Beweis für die bereits erwähnte, außergewöhnliche Sprachbegabung des werdenden Staatsmannes.

Berlin, 20. März 1848

Meine Theuersten,

Wir haben hier eine Revolution gehabt, eine unglückliche, wenn man die Menschenleben zählt, die derselben zum Opfer fielen, eine sehr glückliche, wenn man den Erfolg sieht. Schon vor acht Tagen lockte eine unkluge und unnötige Ostentation die in Berlin angehäuften Truppen-Massen, welche man sämtlich aus den Kasernen ausrücken und die Straßen und Plätze besetzen ließ, eine ungeheure Volksmenge aus den Häusern. Vorangegangene kleine Demonstrationen, Adressen, Arbeiter-Petitionen usw. waren zu ungefährlich, um diese Prahlerei mit bewaffneter Macht zu rechtfertigen. Ein drohenderes Ansehen wollte die Sache gewinnen, als von Tag zu Tag immer neue Exzesse der übermütig gewordenen Soldaten bekannt wurden, welche die wehrlose Menge schonungslos mit Einreiten, Einhauen mit blanken Klingen, ja sogar mit einigen ohne . . . (unleserlich) Warnung ergangenen Salven traktierten. Gegen ein solches Verfahren protestierten endlich auch die vorher trägen und indifferenten Bürger; man sprach vom Einkommen um Bürgergarde und Zurückziehung des Militärs, doch hatte die Versammlung der Stadtverordneten noch nicht die Energie, das erstere zu fordern; statt einer Bürgerbewaffnung wurden bloß unbewaffnete sogenannte Schutzkommissionen aufgestellt, welche in den Straßen patrouillierten und die Masse beschwichtigten,



was ihnen hie und da so ziemlich gelang, wenn sie auch viel Spott und Neckerei auszustehen hatten; ein Teil des Militärs wurde zurückgezogen. Immerhin brütete aber noch eine gewisse Schwüle in den Volksmassen, welche sich in einer oder anderer Weise entleeren mußte; denn das Gefühl nach Rache am Militär und das Verlangen nach der bleibenden Garantie der Waffen bewegte noch immer die Gemüter. Ohne Zweifel, um diesem noch höchst zweideutigen Zustande ein Ende zu machen, gewährte der König am Morgen des 18. (März) ein freieres Pressegesetz und erregte dadurch den Dank und Jubel der Bevölkerung. Man drängte sich auf den Schloßhof. Hurrahs wurden gebracht, Vivats usw.; allgemein und innig war der Jubel, worunter sich einige wenige beleidigende, aber ungefährliche Rufe gegen das noch anwesende Militär mischten. Doch mußte dies der Sache die entscheidende Wendung geben. Ein Befehlshaber ließ auf die unbewehrte, arglose Menge einhauen, einige Schüsse gingen los – von gewissen Seiten wird behauptet zufällig – und damit war das Signal des Aufstandes gegeben. «Verrath, Verrath», war die Losung, die durch alle Straßen tönte – in einem Nu war die ganze Stadt in allen Richtungen verbarrikadiert, und ein furchtbarer Kampf ging los. Wegen gänzlichen Mangels an Schießgewehren – es waren wohl keine 1000 in der ganzen Stadt – konnten die Barrikaden nur wenig verteidigt werden. Der Hauptkampf ging von und nach den Dächern. Männer und Weiber begrüßten das Militär mit einem Steinhagel, der fürchterliche Verheerungen in seinen Reihen anrichtete. Das Militär antwortete in den Straßen, wo an einigen wenigen Stellen ebenfalls heftig gekämpft wurde, mit Kartätschen, Kanonen und Granaten nach den Dächern mit ununterbrochenen Gewehrsalven. Gegen Morgen legte sich der Kampf. Das Militär hatte ein Stadtviertel ungefähr genommen, nachdem es stark gelitten. Eine Art von Ruhe und Verkehr trat ein, die aber jedenfalls, nachdem die Menge sich aus den besetzten Quartieren einzeln und unbewaffnet nach den noch uneroberten Stadtteilen hingezogen, am nächsten Abend einem noch heftigeren Kampf hatte weichen müssen; – denn man hatte sich hie und da inzwischen einzelner Waffenvorräte bemächtigt, und die Metzeleien des Militärs in vielen Häusern hatten die Wut nur noch gesteigert, ja wäre der Kampf fortgesetzt worden, so wäre damit auch das ‚c’est trop tard‘ der Pariser für Berlin ausgesprochen gewesen. Doch sollte es nicht so weit

kommen. Am Morgen des 19. zog der König seine Truppen zurück in die Kasernen, zum großen Teil sogar außer der Stadt, versprach Verfassung und ernannte ein neues Ministerium. Die Bürgerbewaffnung (welche sich auch auf die Studenten erstreckt, ich selbst habe die Ehre, eine kleine Abteilung zu kommandieren) trat sogleich in Wirksamkeit, versieht für einige Zeit allen Patrouillen- und Waffendienst; dieser war es auch, der es mir rein unmöglich machte, heute früh und gestern Nachmittag eine Sylbe von mir zukommen zu lassen. Auch jetzt ruft mich derselbe ab – nächstens mehr. Die Stadt ist trotz mehrerer 100 Opfer in dem größten Jubel – jeden Abend Illumination.

Euer Gaudenz.

Juni 1848.

Meine Lieben,

Wundert Euch nicht darüber, daß ich solange schweige; aus dem stürmischen Wirbel des politischen Lebens wird es mir selten möglich, ruhig zurückzudenken an das stille Gestade unseres Familienlebens. . . Über meine hiesigen Verhältnisse bin ich Euch Offenheit schuldig. Mit dem redlichen Vorsatze hiehergekommen, mich energisch auf meine Fachstudien zu werfen, gelang mir dies auch recht ordentlich in den ersten Monaten; – die Märzrevolution machte den ersten Strich durch meine Rechnung. In der ersten Bewegung selbst mittätig, konnte ich dem unmittelbar aus derselben erwachsenden Meinungskampfe ebensowenig meine Teilnahme versagen, und sah mich auch sogar hie und da in den Vordergrund gerückt, ehe ich selbst es beabsichtigte. In der Studentenschaft sowohl als in politischen Gesellschaften für einen entscheidenden Demokraten und tüchtigen Redner angesehen, konnte ich mich einer offiziellen Tätigkeit nicht entziehen, ohne daß ich den Vorwurf einer selbstsüchtigen, feigen Vorsicht oder eines trägen Indifferentismus hätte gewärtigen müssen. Eine Zeit der wissenschaftlichen Muße hoffte ich endlich von dem Zusammentritt der hiesigen Nationalversammlung, fand mich aber auch hier getäuscht. Das Volk von Berlin, seines Sieges ungemein bewußt, und seine politischen Forderungen deshalb sehr hoch spannend, konnte einem Parlamente wenig Sympathie schenken, welches, großenteil aus Provinzial-Beamten und

Gutsbesitzern zusammengesetzt, weit entfernt war, unbedingt die Revolution der Bevölkerung anzuerkennen, in deren Mitte doch gerade seine Beratungen vor sich gingen. Es schien somit ein Konflikt auf die Länge unvermeidlich; die Haltung der hiesigen Bevölkerung wurde von Tag zu Tag drohender. Die Gährung wäre zum entscheidenden Ausbruche gekommen, hätten nicht in den letzten Tagen einige Siege der Linken im Parlamente einen solchen unnötig gemacht, während gleichzeitig der extrem-republikanischen Agitation durch unvorsichtige Streiche einiger dissoluten Parteigänger die Spitze gebrochen wurde. Wir haben nun voraussichtlich eine Zeit der Ruhe für einige Monate, und dies ist der einzige Anlaß für mich, ohne Mißdeutung von hier abzugehen. Ich bin deshalb entschlossen, euer Aufforderung zur Heimkehr zu folgen.

Ein anderer Punkt kommt noch hinzu. Mein politischer Ruhm kommt mir zu teuer zu stehen. Das Elend steht hier auf dem Culminations-Punkte. Natürlich wandte sich der Arme zunächst an die volkstümlichste Partei. In der Behörde des hiesigen demokratischen Club sitzend, hatte ich täglich wahre Stürme hungernder Arbeiter auf meine Wohnung zu bestehen. Ich schloß mich oft halbe Tage lang ein, konnte aber den Andrang damit nicht stillen. Wenn auch die meisten um Verwendung beim Vereine baten, so fehlte es auch nicht an solchen, deren todesmatte Mienen einem die Mildtätigkeit zum augenblicklichen Gebote machten. So habe ich in den letzten Monaten fast  $\frac{1}{3}$  mehr wie gewöhnlich ausgegeben. Spottet nicht über mein crispinisches Herz; ihr würdet über euren Spott erröten, sähet ihr diese Gesichter. Für mich gibt es auch hier keine Rettung, als wenn ich mich diesem Anblick ganz entziehe.

Noch einmal verwahre ich mich gegen den Vorwurf der Untätigkeit; ein solcher Cursus praktischer Politik ist mehr wert als alles Fachstudium. Bei der Partei, welcher die Zukunft Deutschlands gehört, bin ich geachtet; selbst die Gegenpartei . . . hat mich nicht angreifen können. Von den freisinnigen Deputierten erfahre ich das freundlichste Entgegenkommen. Sollte ich mich je entschließen, Deutscher zu werden, so weiß ich, daß mir hier eine Carriere offen steht . . .

Das Erinnerungs-Fest am 4ten Juni 1848  
Rede des Herrn Salis, Vertreter der Studentenschaft

Nach der großen Blutnacht, nach den Stunden des ersten Jammers, des ersten Siegesjubels kam ein Tag voll Frieden, voll milder Heiterkeit. Gleich den Sphären, die aus kämpfenden Wolken hervortreten in unendlicher Verschlingung an die stille Höhe des Himmels, um ihren lauterer Glanz zu breiten auf die gestürzten Eichen des Thales, so trat dazumal das Volk von Berlin aus heißem Kampfe heraus auf diese Höhen, schaute festlichen Ernstes auf seine Erschlagenen und über die Gräber hinaus an den hellen Saum der Zukunft, wo ihm der Morgen seiner Jugend gekommen schien.

An jenen Tagen war Berlin groß und einig! All die Innungen, die in unabsehbaren Ordnungen diese Hügel bedeckten, waren eingeschmolzen in die eine Innung der Herzen, all die Gewerke in eine Werkstätte, die Werkstätte des neuen Geistes; nur ein Stand war da, der Stand freier Männer, gleich an Würde, an Wahl und Wehr.

Und durch diese Reihen schwang sich auf glänzendem Fittich, mit dem er die alte Nacht zerspalten, der Geist der Revolution; das Volk aber stand vor ihm und betete an!

Auf den Feiertag folgten die Werkeltage der Politik und des Parteitreibens. Da fehlte es nicht an geschäftigen Händen, welche Schlinge und Fallstricke knüpften in das Band der neuen Einheit. Hunger und Elend, die verheimlichten Geburten des Zeitalters materieller Vorrechte wurden heraufbeschworen, um anzuklagen und zu zeugen beim Volke wider die Freunde des Volkes. Das große Unglück der Gesellschaft, die Schuld der Weltverhältnisse wurde mißbraucht als gemeiner Zankapfel der Partei.

Man schonte nicht die heiligen Sympathien des Volkes. Man achtete seinen Haß nicht, denn man wagte es mit lügnerischen Worten, den Gegenstand desselben in seine Mitte zu führen. Man achtete seine Liebe nicht, denn gleich den Würmern, welche ihre Leichen zerfressen, nagte man und zerrte an dem Andenken unserer Helden.

Aber das Volk erkannte, woher diese Werke kamen und worauf sie zielten, und es beschloß, seinen Bund zu erneuern bei dem Bunde seiner Toten.

Auf den Ruf der akademischen Jugend hat es sich hierher versammelt, der Jugend, die sich noch nicht stark und ausgerüstet fühlt, des

Volkes Gesetze zu schaffen und zu schützen, deren eigenster und heiligster Beruf es aber immer sein wird, ihm die Rechte des Herzens zu wahren.

Um so tiefer aber fühlte sie diesen Beruf, da es galt, auf dem alten Bund einen neuen und erhabenen zu richten. Männer sind nach Berlin gekommen aus allen Preußischen Landen, welche die Nation bedeuten und ihrem Leben neue Bahnen schaffen sollen. Das Volk von Berlin hat ihnen einen schönen Gruß ausgedacht. Es wollte sie hinführen auf die Stätte, die ihm am teuersten ist.

Von den Zinnen der eroberten Freiheit, wo es Hochwacht gehalten, wollte es herabsteigen und sein Amt in die Hände der Nation überantworten. Hierher führte es sie, an die Grenzmauer der alten und neuen Zeit und spricht zu ihnen: dies sind unsere Väter, unsre Brüder, unsre Söhne; nehmet hin als treue Sachwalter das Erbe, das sie uns hinterlassen!

Ja, sie werden so viel Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, die Vertreter, welche unserem Rufe gefolgt sind, sie werden dies Erbe wahren und fruchtbar machen. Das Szepter der Selbstgesetzgebung, der Nation überliefert, wird ihr Niemand mehr entreißen, um es einem eingebildeten Halbgotte, oder gar dem erbärmlichsten Götzen, dem Mammon in die Faust zu drücken. Diese Männer werden nicht dulden, daß mit den Leidenschaften der Völker von oben herunter ein freches Spiel getrieben wird; das Banner der nationalen Befreiung und Verbrüderung, welches seinen blutigen Frühschein wirft auf das alte Europa, wird nicht mehr zerfetzt werden von kleinen Hausegoisten. Nein, sie werden es nicht dulden, so wahr sie hervorgegangen sind aus dem freien Volke und ihren Bund mit demselben heute neu beschworen und besiegelt haben!

An die aber, welche nicht hineintreten wollten in diesen heiligen Kreis, ergeht ein Ruf in die Ferne; denn also spricht der Genius des 18ten März, welcher über den Gräbern schwebt:

«Ich bin der Richter und Rächer in der Geschichte der Zeiten. Ich bin's, der von Anbeginn das Schuldbuch geführt hat der Großen und Gewalthabenden, und ihre Namen und Häuser plötzlich zu Fall bringt; ich bin der Priester, der das getretene Volk aus dem Staube hebt, und mit dem Purpur der Majestät umkleidet! Fortan keine Majestät, als die vom Volke ausgeht!»

«Mich aber erkennet und ehret das Volk, wenn es mich gegenwärtig weiß! Denn ich bin gerecht und gütig; schneidet die Rechte mit dem Flammenschwerte die Ränke der Heuchler entzwei, so tut sich die Linke auf mit Segnungen; sie schenkt dem Schweißbedeckten die der Erde abgerungenen Früchte wieder, welche ihm das Vorrecht entzogen, sie bedeckt den Nackten mit der Hülle, die er nur für andere gewoben, waffnet ihn mit Waffen, die er nur für Andere, gegen sich selber geschmiedet hatte; für das Volk allein kämpfe ich und durch das Volk; dieses aber achtet seiner Brüder Sieg!»

«Wehe aber Euch, die ihr berufen seid vom Volke durch meine Vollmacht, wehe euch, wenn ihr meine Gegenwart läugnen, meine Gaben verhehlen, wenn ihr des Volkes mich achtenden Sinn nach eigenem Dünkel meistern wolltet. Mein Gericht ist furchtbar über die, so Verrath an mir üben!»

Werden sie ihn hören? Oder können sie fortfahren zu wüten gegen den Mutterschoos, aus dem sie selbst mit Schmerzen geboren worden; könnten sie das Blut ganz vergessen, welches sie selbst zu Vertretern der Nation getauft hat? Nein! Ein anderer Genius wird über sie kommen, der in milder Glorie an Herz und Geist eines Jeden herantritt und mit holder, zwingender Überredung die Schroffen bewältigt; kommen wird über sie der mächtige Geist der Zeit, dem jener andere Gewaltige nur zur Seite geht als strafender Engel!

Darum seid getrost! ihr gekränkten Mannen! Mag man die Liebe höhnisch belächeln, welche davon spricht, Euch ewige Zeiten aufzurichten – kommen werden die Tage, wo das Volk, das durch Euch gewordene und geschaffene, noch oft hinaustreten wird auf diese Stätte, ein Zeugnis euer Tat, ein lebendig Denkmal, ein Bau, an den keine Zeit rüttelt! Mag man über eure hochgeschichteten Leichen hinwegspringen zur Tagesordnung, – die Zeit wird kommen, wo Euer Angedenken die Morgenweihe sein wird zu allen Ratschlüssen des Tages! Aus diesem Haine werden die künftigen Vertreter der Nation ihre Orakel holen! Aus dieser einen und ächten Kammer des Volkes wird erwachsen das blühende Leben eines freien Volksgesetzes!

Komme noch einmal herab, Geist unserer Revolution – nicht in zürnendem Brausen, nicht als tötender Blitz; komm' als stille, leuchtende Flamme, und senke dich auf das Haupt eines Jeden, der bisher der Geringsten Einer war im Volke; verkläre jede Stirn mit dem Strahl



des freien, männlichen Vertrauens; erleuchte Jeden, daß er sein göttliches Recht in sich erkenne; noch ist das Dunkel nicht ganz entschwunden; schlage als offenes Wort, als glühende Freiheitslosung aus jeder Brust, damit sich nicht anfallen in der Nacht, die Freunde sind.

Komme, du freundliche Flamme, Geist der Gleichheit und Einigkeit! auf daß wir ein ächtes Pfingsten feiern!

Und nun wohlan! ihr Vertreter der Nation! Wandelt voraus als hohe, strahlende Säulen durch die Fluten der Zeit: euch werden alle diese Reihen folgen zu einem neuen Leben, so gewiß ihr ihnen gefolgt seid zu den Gräbern!

Nehmet den Schwur der Jugend, ihr Vorkämpfer! Sie wird um euch stehen, eine thebanische Schaar!

Du aber, Volk von Berlin, glaube uns, mochte die akademische Jugend sich noch so oft und unzeitig zersplittert haben in alle die wechselnden Lager der Meinung, da wird sie immer einig sein, wo es gilt, Deine Toten zu ehren.

\*

Wenn man das Verhältniß der ganzen Schweiz zur deutschen Revolution in Betracht zieht, so kann man wohl mit Herrn Prof. Näf<sup>15</sup> zusammenfassend sagen, daß «die Bedeutung der Schweiz in dieser Zeit über eine passive Beteiligung und eine äußerliche Hilfeleistung kaum hinausreicht, da die Zeit der innerlichen, ideen- und willensbildenden, also produktiven Einwirkung der Schweiz auf Deutschland kurz nach dem Sonderbundskriege bereits vorüber war.» Aus dem Berichte Vigiers und den Briefen und Reden Salis' dürfen wir jedoch wohl den Schluß ziehen, daß Graubünden auch hier – wie so oft in der frühern Schweizer Geschichte – eine Ausnahme macht. Wie wir aus dem Brief vom 20. Juni vernehmen konnten, war Salis so aktiv gewesen, daß er schon die Gewißheit hatte, in Deutschland eine hoffnungsvolle Karriere zu machen. Daß ein Staatsmann vom Ausmaß eines Gaudenz v. Salis sich nach einer breitem Operationsbasis sehnte, als die, welche sein Heimatland ihm zu bieten vermochte, ist nicht so verwunderlich.

---

<sup>15</sup> Prof. Näf: Die Schweiz in der deutschen Revolution, S. 55.

Wir zweifeln auch nicht daran, daß das im Werden begriffene deutsche Reich für das staatsmännische Können Salis' ein vielversprechendes Piedestal gewesen wäre; doch wie hätte er, dem noch immer das Lied seines unvergeßlichen Großvaters Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis: «Traute Heimat meiner Lieben, sinn' ich still an dich zurück...» in den Ohren widerklang, wie hätte er auf die Länge seinem geliebten Bündnerlande entsagen können? – Auf diese Probe wurde er aber, dank einem zweiten Veto seines Vaters, nicht gestellt. 1849 kehrte er zu den Seinigen zurück.

Mit 24 Jahren ist er schon Großrat und Mitglied der Standeskommission, und ein Jahr darauf wählt ihn der Zehngerichtenbund zum Bundesstatthalter, das heißt Stellvertreter des Landammanns. Schon in diesen Behörden brachen sich seine hinreißende Beredsamkeit und seine überaus rasche Orientierung in allen Staatsangelegenheiten im Sturme Bahn. Nach der Annahme der neuen «Verfassung des Kantons Graubünden» 1855 wählt in das Bündnervolk mit gewaltigem Mehr in den Kleinen Rat, und so ist der 29jährige Salis der erste Regierungsrat Bündens (im heutigen Sinne) geworden und erinnert uns hierzu lebhaft an seinen großen, in vielen Beziehungen wesensverwandten Zeitgenossen Jakob Stämpfli. Schon im gleichen Jahre 1855 war er vorübergehend auch in den schweizerischen Ständerat gesandt worden und hatte auch hier seine Karriere mit aufsehenerregendem Erfolg begonnen; da er aber als Regierungsrat in eidgenössische Standesämter nicht mehr wählbar war, mußte er einstweilen auf einen Ständeratsitz verzichten. Nach dem Austritt aus der Regierung vertrat er Graubünden noch drei Jahre im Ständerat und 15 Jahre im Nationalrat. Es war die Zeit des Wettstreites zwischen Gotthard- und Lukmanier-Bahn und lebhafter Verfassungskämpfe. Salis stellte überall seinen Mann und blieb, trotz aller Anfechtungen von rechts und links und trotz aller Versuche der Konservativen, ihn in ihr Lager hinüberzuziehen, ein überzeugter Demokrat. Nicht einmal ein P. C. von Planta konnte ihn dazu bewegen, seiner politischen Gesinnung untreu zu werden. Über sein Adelsprädikat «von» setzte er sich lächelnd hinweg, denn für ihn gab es nur einen Adel der Gesinnung.

Selten hat ein Staatsmann in Graubünden die Gunst des Volkes so unbedingt genossen wie G. v. Salis. Freilich, «schon sein Äußeres stempelte ihn zum Volksmann». Seine männlich schöne Gestalt, seine



edle Haltung, sein herrliches, tiefes, wohlklingendes Organ, seine großen, hellen Augen und endlich seine Sprache – und welch eine Sprache! . . . Aber das nicht alles; dazu kam noch ein gewisses Etwas, ein unsagbares, das seine ganze Persönlichkeit in Momenten rednerischer Begeisterung magisch umwob und verklärte.»

G. v. Salis hat trotz seiner ursprünglich kräftigen Konstitution kein hohes Alter erreicht. Er starb 62 Jahre alt nach jahrelangem asthmatischem und Herzleiden. Im Herzen all jener, die ihn gekannt haben und mit ihm zu verkehren hatten, lebt er aber fort als tatenfroher lustiger Student, als herzensguter Mensch und als Urbild eines echt demokratischen Staatsmannes.

\*

Mit diesem kurzen Lebensbild des Bündner Studenten in Berlin haben wir jedoch nur eine Seite der Beziehungen Bündens zur deutschen Revolution berührt. Es war gewissermaßen nur von Anregungen, von Impulsen, die vom Bündner Salis auf die deutsche Revolution ausgingen, nicht aber von den «Rückwirkungen und Rückschlägen»<sup>16</sup> derselben auf Graubünden die Rede. Was die Schweiz im allgemeinen und einige Kantone auch im besondern den zahlreichen deutschen Flüchtlingen, die nach dem 1. April 1848 und 3. (Juli–August 1849) Badischen Aufstand die Schweiz überschwemmten, zu verdanken und zu verdenken hat, ist schon öfters Gegenstand eingehender Forschung gewesen.<sup>17</sup> Einige wenige dieser Flüchtlinge und darunter einer der bedeutendsten, der tiefe Spuren im Geistesleben der Schweiz hinterlassen hat, wird aber in den jüngsten Arbeiten, die über dieses Thema veröffentlicht worden sind, nicht erwähnt. Ich denke an den Prof. Theobald, der von 1854–1869 Lehrer der Naturwissenschaft an der Kantonsschule in Chur war. Zunächst möchte ich aber an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung über die «deutschen Flüchtlinge von 1848–1849 in Graubünden» einschalten.

---

<sup>16</sup> Näf, a. a. O., S. 54.

<sup>17</sup> Näf, Die Schweiz in der deutschen Revolution; ferner Näf, Das literarische Comptour Zürich–Winterthur; P. Neitzke, Die deutschen politischen Flüchtlinge, Basler Dissertation, Berlin 1923.

Als ich anfang, Material für diese kleine Arbeit zu sammeln, wurden mir von ältern Leuten «deutsche Flüchtlinge» en masse aufgezählt. Ich mußte mich bald überzeugen, daß weitaus die meisten dieser sogenannten Flüchtlinge mit Politik und Revolution gar nichts zu tun hatten; es mag sein, daß sie in die freie Schweiz gekommen waren, weil sie sich in der engherzigen, reaktionären Atmosphäre Deutschlands nicht wohl fühlten, daß diese sie zur Flucht veranlaßte, ist aber keine Rede. Das gilt vor allem von Prof. Gers aus Kassel, der 1842 an die katholische Kantonsschule nach Chur kam, ferner vom Prof. Caselitz von München, der auf Empfehlung von Herrn Nationalrat Planta von Samaden 1852 als Zeichenlehrer an die vereinigte Kantonsschule in Chur gewählt wurde, und das gilt schließlich von Prof. K. Hörmann aus dem Württembergischen, der 1854 als Privatlehrer im Philantropin à Porta in Ftan (Fetan) angestellt wurde, 1859 aber zur Vollendung seiner Studien vorübergehend nach Deutschland zurückkehrte, um dann nachher wieder in Ftan (Fetan), dann in Samaden und von 1874–1904 an der Kantonsschule in Chur wirkte.<sup>18</sup>

Dagegen war der Förster Emmermann, der ebenfalls auf Veranlassung von Herrn Nationalrat von Planta als Gemeinde- und Privatförster der Familie Planta nach Samaden kam, ein politischer Flüchtling. Den genauen Zeitpunkt, wann er in die Schweiz gekommen ist, konnte ich nicht ermitteln. Laut Mitteilung von Herrn Dr. Muralt in Zürich, soll Emmermann mit dem Dr. Lünig, mit G. Kinkel<sup>19</sup> u. a. m. zuerst nach Zürich gekommen sein und von hier aus dann nach Samaden übergesiedelt. Er stammte aus Tübingen. In Samaden hat er ungefähr 20 Jahre als Förster gewirkt. Als solcher hat er zu einer Zeit, da das Forstwesen im heutigen Sinne in Bünden noch tief in den Windeln steckte, bereits Anpflanzungen nach streng wissenschaftlichen Methoden durchgeführt.<sup>20</sup> Für den damals im Werden begriffenen Alpinismus zeigte er lebhaftes Interesse. Er soll ein tüchtiger Fachmann und charakterfester Mensch mit «ausgeprägten, freiheitlichen Tenden-

---

<sup>18</sup> Persönliche Mitteilungen und Briefe von a. Rektor Dr. C. Jecklin, Briefe Hörmanns bei seinen Verwandten in Fetan und im Staatsarchiv Chur, und Rektor C. Bazzigher, Kantonsschulbericht, herausgegeben zur Jahrhundertfeier der Kantonsschule, 1904 Chur.

<sup>19</sup> Näf, a. a. O. S. 64.

<sup>20</sup> In Christolais zwischen Samedan und Celerina und in Val Muragl zwischen Muottas Muragl und Munt da la Bescha. Hier hatte er eine Hütte erstellen lassen. Persönliche Mitteilungen von a. Lehrer und Förster M. Caudrian, Samedan.

zen gewesen sein». Sein Todesjahr ist uns unbekannt. «Sicher ist» – so berichtet mir Frau Dr. E. v. Planta, eine Schwiegertochter des erwähnten Nationalrat G. v. Planta – «daß er bei Herrn Dr. Lünig in Rüschlikon zu Anfang der 70er Jahre gestorben ist», nachdem er wegen «Gichtschmerzen im Gesicht» von Prof. Billroth in Zürich operiert worden war. (Prof. Billroth ist 1868 nach Wien übersiedelt; siehe ‚NZZ‘ 10. April 1929.)

Weit wichtiger als Emmermann war für Graubünden der schon erwähnte «Flüchtling» Prof. G. L. Theobald, dessen Wirken im Geistesleben Graubündens dauernde Spuren hinterlassen hat; denn bis auf den heutigen Tag haben die Geologen, die in die Geheimnisse der Bündner Berge einzudringen versuchten, zum guten Teil von Theobalds Geistesfülle gelebt und auch die modernsten Reiseschriftsteller machen in Theobalds unübertroffenen Naturschilderungen Anleihen, wenn es gilt, ihren Propaganda-Produkten eine wertvolle Empfehlung mitzugeben.

Gottfried Ludwig Theobald<sup>21</sup> wurde am 21. Dezember 1810 zu Allendorf unweit Kassel geboren. Sein Vater war protestantischer Geistlicher und von 1803–1809 Erzieher der kurfürstlichen Kinder in Kassel. (Von 1806–1809, das heißt nach der Besetzung Hessens durch Napoleon, weilte er mit dem Kurfürsten im Ausland.) Was seine religiösen Ansichten anbelangt, huldigte er der damals herrschenden nationalistischen Richtung. Auf die Geistesrichtung des Sohnes sollte das einen entscheidenden Einfluß haben, allerdings in negativem Sinne. Positiv wurde der begabte, junge Gottfried weit mehr von seiner Mutter beeinflusst, die ihn hinaus führte in die freie Natur und ihm Auge und Herz für die Schönheiten derselben öffnete. Und er verstand die wundervolle Sprache, die ihm aus jedem Wesen entgegen klang, außerordentlich schnell. Hatte das Studium der Bücherweisheit ihn ermüdet, so eilte er hinaus in Feld und Wald, beobachtete, sammelte und brachte alles, was die Umgebung Hochstadts – wo sein Vater übersiedelt war – an Naturgegenständen Interessantes barg, mit nach

---

<sup>21</sup> Siehe hierzu Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden. G. L. Theobald, Ein Lebensbild von H. Szadrowsky, mit einer übersichtlichen Zusammenstellung aller Publikationen Theobalds (zusammengestellt von Dr. E. Killias). Ferner: Kantonsschulprogramm 1869/70, Nekrolog, und Rektor J. Bott, Bündnerisches Monatsblatt, Neue Folge 1881. Truog, Eine Erinnerung an Prof. G. L. Theobald.

Hause. Aber auch in den andern Wissenschaften blieb Theobald durchaus nicht zurück. Wir werden an die Jugendleistungen Albrecht's von Haller erinnert, wenn wir vernehmen, daß Theobald schon mit dem 8. Jahr leichtere Sätze aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt übersetzte und in seinem zwölften Jahre seiner Mutter am Kochherd ganze Abschnitte aus Homer übertrug. Kein Wunder, daß er schon mit 14 Jahren ins obere Gymnasium eintreten konnte und nach zwei weitem Jahren schon die Universität Marburg betrat. Doch nicht etwa um Naturwissenschaft zu studieren. Schon am Gymnasium war seine Leidenschaft für die Naturwissenschaften ordentlich gedämpft worden. In guten Stunden erzählte Theobald noch in seinen späteren Jahren, wie «sein naturwissenschaftlicher Aufsatz über Gedanken beim Anblick eines blühenden Obstgartens» von seinem Gymnasiallehrer bewertet worden war. «Für solch dummes Zeug sei die schlechteste Note noch viel zu gut» lautete das Urteil des «weisen Magisters», «in Berücksichtigung seiner anderweitigen guten Arbeiten werde ihm aber für diesmal gar keine Note gegeben». Theobalds Mitschüler jedoch, die sich über das gleiche Thema in mehr oder weniger poetischen Ergießungen ergingen, ernteten Beifall und Lob. So war Theobald in seinen naturwissenschaftlichen Studien ganz auf sich selbst angewiesen. Dafür entwickelten sich aber auch schon in seiner Kindheit die zwei hervorragenden Züge im Wesen des spätern Naturforschers, nämlich: Gründlichkeit und Beharrlichkeit. An der Universität studierte er Theologie, zuerst in Marburg, dann in Halle; doch lernte er wohl kaum mehr, als er überhaupt nur für sein theologisches Examen brauchte.

Als Student schloß er sich eifrig an die deutsche Burschenschaft an, deren patriotische Tendenzen er von ganzem Herzen teilte, und es wurde wohl damals der Grund zu seiner auch in politischer Hinsicht durchaus freisinnig-republikanischen Geistesrichtung gelegt, der er zeitlebens treu blieb. Wegen seiner burschenschaftlichen Tätigkeit wäre es ihm aber schon zu Anfang der 30er Jahre beinahe so schlimm ergangen wie einem Fritz Reuter und andern mehr. Nur weil seine Familie mit dem damaligen hessischen Ministerium in nahen Beziehungen stand, lief für ihn die Sache gnädiger ab, so daß er nach kurzer Festungshaft auf die Fürbitte seiner Familie hin entlassen wurde. Sein theologisches Examen bestand er jedoch mit Auszeichnung. Damit war es aber –

einstweilen – auch aus mit der Theologie. Sein Lehrbuch der Dogmatik umwand er mit einem Strick und band es in seinem Zimmer auf, so daß nun die Theologie in buchstäblichem Sinne des Wortes an den Nagel gehängt war. Dafür widmete er sich um so lebhafter seinen naturwissenschaftlichen Studien und gab daneben noch etwelche Privatstunden. Die Frage einer ferneren gesicherten Existenz trat aber immer gebieterischer an ihn heran; denn seine Naturaliensammlung und der Reichtum an Kenntnissen hoben nicht über den Mittagstisch hinweg. Da stieg für ihn unerwartet am südlichen Himmel ein glückverheißender Stern auf. In Montpellier in Südfrankreich suchten einige protestantische Familien einen Lehrer für den deutschen Sprachunterricht. Die Wahl fiel auf Theobald. Im Juni 1838 reiste er nach Montpellier ab und brachte dort fünf glückliche Jahre zu. Neben seiner Tätigkeit als Lehrer blieb für den Forscher noch reichlich Zeit übrig. Während den Ferien machte er naturwissenschaftliche Ausflüge in die Sevennen und Pyrenäen, in die Alpenvorberge der Dauphiné und Provence, und selbst die gifthauchenden Sümpfe des Rhonedeltas durchquerte er mehrmals. Mit den Professoren der Universität Montpellier stand er in regem Verkehr, und bald hieß es allgemein, kein Gelehrter kenne die naturhistorischen Verhältnisse des Umkreises besser und klarer als Theobald. Er selber hat später sehr bedauert, daß er seine bezüglichen Studien nicht veröffentlicht hat; aus Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit behielt er die Resultate seiner Forschungen in Südfrankreich für sich und unterdessen kamen ihm andere Forscher zuvor.

Zu jener Zeit gingen in der Heimat Ereignisse vor sich, die eine neue Wendung in Theobalds Leben bewirkten. Unter dem in Bünden als Kantonsschulprofessor gut bekannten Inspektor und Schulreformer Hessens, G. W. Röder, wurde in Hanau die obere Realschule organisiert, und Theobald wurde auf Veranlassung Röders als Lehrer der Naturwissenschaft dorthin berufen. Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich ihm. Die Umgebung von Hanau wurde nun von ihm geographisch, geologisch und botanisch gründlich durchforscht und die Ergebnisse in vorbildlichen Kartenwerken und Studien zusammengefaßt. Zu jener Zeit mußte er aber auch die Theologie, die er vor Jahren so originell an den Nagel gehängt hatte, vorübergehend wieder herunternehmen, um als liebender Sohn – und nicht etwa als «ehemaliger Theologe» – dem kranken Vater in seinem Predigeramt hel-

fend beizustehen. Die Hochstädter mußten sich allerdings von Theobald nicht selten, vor allem wenn er nicht vorbereitet war, eine durchaus naturwissenschaftliche Predigt gefallen lassen, wie etwa eine «Futterkräuterpredigt» nach dem Text: «Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes» oder sogar eine Predigt über den Unfug, das Vieh vom «Quacksalber-Schäfer» doktern zu lassen. Immerhin mußten sie mit ihm noch zufrieden gewesen sein, da sie ihn als Nachfolger seines Vaters wählen wollten. Theobald winkte aber dankend ab!

Nach dem Tode seines Vaters (Juni 1844) widmete er sich mit neuem Feuereifer seinem Lehrfache und seiner Lieblingswissenschaft, und wer weiß, ob er jemals sein Vaterland verlassen hätte, wenn nicht die politischen Bewegungen und Stürme von 1848 den ehemaligen freisinnigen Burschschafter und Patrioten und den noch immer glühenden Freiheitsmann mächtig in ihre Kreise gezogen hätten. Die politische Tätigkeit, die seit den Studentenjahren in ihm geschlummert hatte, zog ihn wieder an. Im April 1848 wurde er in den Volksrat berufen und am 5. Juni 1849 wählte ihn die Stadt Hanau mit 596 Stimmen von 746 Wählern als zweiten Abgeordneten in den kurhessischen Landtag zu Kassel. Freimütig und mit der Beredsamkeit, die das Gefühl des Rechts verleiht, trat er gegen die Willkürherrschaft des Ministeriums Hassenpflug, im Volksmund «Hessenfluch» genannt, auf. Er schrieb ein beißendes Pamphlet gegen Hassenpflug, als im Jahre 1849 bayrische Besatzungstruppen nach Hanau kamen, verfaßte er eine Broschüre auch gegen «Die deutschen Frauenzimmer», die den Kriegern der Tyrannei und den Fürstendienern hold wären. Da es nun dem allmächtigen Hassenpflug gelang, mit auswärtiger Militärmacht Recht und Gesetz in Hessen zu unterdrücken, wagten einige Hanauer Spießbürger, Theobald wegen seiner «Frauenzimmer-Broschüre» einen Prozeß anzuhängen. Ein Vorwand, ihn seines Amtes zu entsetzen, war auch bald gefunden; man reorganisierte von neuem die Hanauer Realschule und Theobald wurde mit dreiviertel seines Gehaltes entlassen und in Disponibilität versetzt. Eine Zeitlang blieb er ganz ruhig in Hanau und benutzte die unfreiwillige Muße zu weitem Studien. Allein die Reaktion erhob immer kühner ihr Haupt, ein politischer Prozeß nach dem andern wurde eingeleitet, und die Gefängnisse und Festungen füllten sich mit radikalen Ruhestörern und «Hochverrätern». So mußte auch Theobald fürchten, daß das nämliche Los ihn früher oder



später treffen könnte. Er suchte zunächst auf eine gute Art aus Hessen fortzukommen, indem er sich um einen Urlaub bewarb. Da aber die Antwort auf dieses Gesuch ungebührlich lange ausblieb, half sich Theobald selber, getragen von dem Bewußtsein, sich «überall in der weiten Welt durchschlagen zu können», und verließ am 14. Juni 1852 Hanau auf Nimmerwiedersehen. Er wandte sich, vorläufig ohne alle Pläne für die weitere Zukunft, nach Genf. In der Familie Pélistier fand er gastliche Aufnahme, im Institut Rödiger<sup>22</sup> in Châtelaine erteilte er Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern, und J. Fazy, der damals in Genf allmächtige Staatsmann, beschützte ihn. Zudem sollte ihn die Lémanstadt einem Naturforscher ersten Ranges nahe bringen. Hier lernte er Karl Vogt<sup>23</sup> kennen, mit dem er durch die intimsten freundschaftlichen wie wissenschaftlichen Beziehungen bis zum Tode eng verknüpft blieb.

Als in Hanau Theobalds heimliche Entfernung bekannt wurde, sandte man ihm «wegen willkürlicher Landesflucht» einen Steckbrief nach, über welchen wohl niemand weniger Schmerzen empfunden haben wird, als unser wohlgeborgener Flüchtling in Genf. «Laissez faire ces animaux», sagte ihm beruhigend Fazy, und als endlich am 23. Februar 1854, nach mehrmaligen erfolglosen «Citationen» das Disziplinargericht in Cassel das Urteil über Theobald publizierte<sup>24</sup>, wagte der kühne Flüchtling, dem Staatsrat Rauh in Hanau folgende Rechtfertigung zur Kenntnissgabe an seine Vorgesetzten zu übermitteln (nach dem französischen Original übersetzt):

An Herrn Rauh, Staatsrat, in Hanau.  
Mein Herr!

Ich habe die naive Zuschrift erhalten, durch welche Sie mich auffordern, mich Dienstags, den 21. Dezember in Hanau zu stellen, um in einer Voruntersuchung wegen meiner unerlaubten Entfernung von meinem gesetzlichen Wohnorte etc. vernommen zu werden. Nach allem dem, was sich in meinem unglücklichen Vaterlande zugetragen,

---

<sup>22</sup> Siehe Näf, a. a. O. S. 62.

<sup>23</sup> Siehe Näf a. a. O., S. 58 ff., 63, 70; ferner C. Vogt: Aus meinem Leben, Stuttgart 1896.

<sup>24</sup> «Wegen unerlaubter Abwesenheit vom gesetzlichen Wohnorte während einer mehr als vierwöchigen Dauer wird G. L. Theobald... zur Dienstentlassung mit Verlust des Dienstehommens sowie in die Kosten verurteilt.»

habe ich mich daran gewöhnt, mich nicht mehr auch über die seltsamsten Dinge zu verwundern, aber im vorliegenden Fall hat es mich doch ein wenig überrascht, daß Sie es wagen, die Behörden eines freien Landes mit der Ausführung der Ränke Ihres kleinlichen Despotismus zu behelligen. Wenn ich es dennoch nicht unter meiner Würde halte, auf das zu antworten, was Sie von mir verlangen, so geschieht dies aus gerechter Rücksicht auf die Behörden eines Landes, dessen gastfreier Boden mich aufgenommen und dessen Bürger ich bald für immer zu werden hoffe.

Sie reden von einer Untersuchung gegen mich! Sie haben das nicht nötig, mein Herr. Alles, was ich meinem Vaterlande getan habe, ist offenkundig geschehen, und ich habe nie das Licht gescheut wie andere, welche Sie wohl kennen. Sie haben, wie ich glaube, Scharfsinn genug, um zu vermuten, daß ich den wahren Zweck Ihres Vorgehens kenne. Es ist einer von denen, mit welchen man selbst in entfernten Ländern rechtschaffene Leute zu verfolgen trachtet, welche sich nicht dazu hergegeben haben, gegen die heiligen Gesetze des Landes meineidig zu werden, und ich rechne es mir zur Ehre an, daß ich von meinen Mitbürgern unter die Zahl derselben gerechnet werde.

Sie sagen, daß ich ohne Erlaubnis mich entfernt habe. Wenn Sie sich die Mühe gegeben haben, die Akten dieser Angelegenheit zu prüfen, so werden Sie wissen, mein Herr, daß ich alles getan habe, um diese Erlaubnis zu erhalten. Sie werden wissen, daß ich von dem Consistorium in Hanau ein Zeugnis verlangt habe, um eine Stelle im Auslande zu suchen, und daß diese Behörde, welche aus Personen besteht, die keineswegs meine politische Gesinnung teilen, mir ein gerechtes und ehrenvolles Zeugnis gegeben hat. Sie werden wissen, daß ich in der gleichen Absicht ein Zeugnis von der Inspektion der Realschule verlangt und dasselbe gleichfalls erhalten habe. Sie werden wissen, daß ich mich an die gleiche Inspektion gewendet habe, um eventuell einen Urlaub von vier Wochen zu erhalten zu dem Zweck, mich persönlich in dieser Angelegenheit in Genf zu verwenden. Sie werden wissen, daß man mir auf das, um was ich fragte, nicht geantwortet hat und daß ich folglich glauben mußte, ich hätte gar keine Erlaubnis nötig gehabt, da ich mich in Disponibilität befand und durchaus nichts zu tun hatte, wie alle diejenigen, welche in gleicher Weise mißhandelt worden sind. Sie werden wissen, daß, seitdem ich mich entschieden hatte, hier zu bleiben, ich



dem Herrn Procurator Cöster ein Schriftstück übermittelt habe, in welchem ich einen Urlaub von einem Jahr verlange und zugleich für diese Zeit auf jedes Gehalt verzichte. Sie werden endlich wissen, daß in dem sogenannten Gesetz über die Disponibilität sich absolut nichts findet, was logisch auf einen solchen Fall angewendet werden könnte. Die ganze Art und Weise also, meine Angelegenheit zu behandeln, war augenscheinlich darauf gerichtet, mich abreisen zu lassen, ohne mir eine entscheidende Antwort zu geben, um dann nachher gegen mich vorgehen zu können – eine unwürdige Schikane, aber analog vielen andern.

Es scheint, mein Herr, daß es Ihnen sehr daran gelegen ist, zu wissen, was ich in Genf tue. Sie hätten sich nur an mich selbst wenden können, um die richtige Auskunft zu erhalten. Ich habe bis jetzt provisorisch die Funktionen eines Predigers an der deutschen Kirche versehen, und erwarte die allgemeine und demokratische Abstimmung der Gemeinde, welche in wenigen Tagen darüber entscheiden wird, ob ich die Stelle definitiv bekleiden soll. Zugleich habe ich von der Regierung die Erlaubnis erhalten, an der Akademie Vorlesungen über Botanik halten zu dürfen. Der Zustand der Untätigkeit, zu welchem man mich ungerechterweise in meiner Heimat verurteilt hatte, konnte mir nicht behagen, und ich habe deshalb einen andern Wirkungskreis für meine Tätigkeit gesucht, in welchem ich hoffe, mich nützlich machen zu können.

Nach allem, was ich gesagt habe, werden Sie begreifen, mein Herr, daß ich weder Zeit noch Lust habe, mich am 21. Dezember zu der Untersuchung zu stellen, welche man gegen mich einleiten kann. Ich würde einer gesetzlichen Behörde gern Rechenschaft über meine Handlungen geben, aber während bei uns das Gesetz aufgehoben ist, während die Verfassung Hessens zunichte gemacht ist, während man alle geheiligten Rechte Hessens mit Füßen tritt, fühle ich durchaus kein Bedürfnis, in ein Land zurückzukehren, wo man geleistete Eide für nichts achtet und wo man das Gesetz nach der Willkür einiger Personen auslegt, welche schon längst von der öffentlichen Meinung verurteilt worden sind. Bringen Sie dies Ihren Vorgesetzten zur Kenntnis und lassen Sie dieselben wissen, daß ich von heute an völlig auf den hessischen Staatsdienst Verzicht leiste, so lange noch diejenige Macht am Ruder ist, welche sich jetzt die Regierung des Kurfürstentums Hes-

sen nennt. Da ich noch Abgeordneter der Stadt Hanau bin infolge gesetzlicher Volkswahl, und da diese Wahl nie durch einen gesetzlichen Akt aufgehoben worden ist, so habe ich wohl das Recht, gegen alle Gewaltakte zu protestieren, mit welchen man mein Vaterland überhäuft, mögen dieselben nun gegen mich oder gegen das hessische Volk gerichtet sein – und diesen Protest erhebe ich hiemit.

Ich habe den Herrn Procurator Cöster mit der Führung meiner Angelegenheiten betraut, und Sie können sich an ihn wenden, wenn Sie mehr wissen wollen.

Empfangen Sie, mein Herr, den Abschiedsgruß eines freien Mannes.  
G. Theobald.

Der Aufenthalt in Genf brachte Theobald, trotz der mannigfachen idealen Freundschaftsbeziehungen, die er dort geknüpft hatte, nicht die gewünschte und erhoffte Genugtuung. Besonders seitdem er – aus finanziellen Rücksichten – zum drittenmal zur Theologie zurückgekehrt war – und das Predigeramt an der deutsch-protestantischen Gemeinde in Genf übernommen hatte, mußte er manche bittere Erfahrung machen, bis er – und das Schicksal – endgültig zur Einsicht gekommen waren, daß «Naturwissenschaft und Theologie doch immer auseinander gehen».<sup>25</sup> Nach anderthalb qualvollen Jahren wurde er für immer aus den Banden seiner widerspruchsvollen Stellung erlöst. Dem Erziehungsrate des Kantons Graubünden ward es vorbehalten, das üble Spiel des Geschicks gegen Theobalds innerste Berufung als Naturforscher für immer zu vernichten.

Im Jahre 1854 wurde an der Kantonsschule in Chur die Stelle eines Lehrers für die naturwissenschaftlichen Fächer frei. Von Genf aus wirkte für Theobalds Berufung der treue Freund Karl Vogt und aus Hanau trat das gewichtige Wort des Inspektors G. W. Roeder für Theobald auf, der in einer Zuschrift den prophetischen Ausspruch getan: «Meine Herren! Wenn für Theobald keine Stelle an der Kantonsschule vorhanden sein sollte, so müsset Ihr eine neue Stelle für ihn schaffen, denn Theobald ist der Mann, welchen der Kanton Graubünden nöthig hat.» Heute wissen wir, daß Inspektor Roeder kein Wort zu viel gesagt hat. Am 17. März 1854 wurde

---

<sup>25</sup> Siehe Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft X. Geologische Beschreibung der Sulzfluh, in der Exkursion der Sektion Rhätia, S. 24.

der deutsche Flüchtling Theobald vom Erziehungsrat einstimmig gewählt, und im September des gleichen Jahres trat er seine neue Stelle an.

Nun hatte er freie Bahn. Ein weites und dankbares Arbeitsfeld stand ihm offen: die geologische Erforschung der ganzen osträtischen Gebirgswelt. Wohl waren hierüber schon einzelne Arbeiten erschienen<sup>26</sup>, hauptsächlich vom ältern Escher von der Linth, von Ebel, ferner hatte auch von Buch Bünden wiederholt durchwandert und einen Teil seiner Beobachtungen in zwei Abhandlungen niedergelegt, die 1809 in Berlin erschienen waren. Alles was bis zu Theobalds Zeit über die Geologie der rätischen Alpen erschienen war, war jedoch eher mangelhaft und vor allem sehr lückenhaft. Theobald ging schon im Sommer 1854 systematisch an die Arbeit. Er begann mit einer Bereisung und genauen Durchforschung des Berninagebietes, und bis zu seinem Tode 1869 war er unermüdlich tätig. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Arbeit Theobalds Wirksamkeit als Forscher, als Lehrer und als Mitglied zahlreicher Vereine und Gesellschaften eingehend zu würdigen. Wir können alles nur andeuten. Mit der Ungeteiltheit seines Wirkens, mit dem großen Arbeitsfeld wuchs seine geistige Produktion von Jahr zu Jahr. An der Kantonsschule lehrte er die naturwissenschaftlichen Fächer und gründete das Naturhistorische Museum, in der Naturforschenden Gesellschaft hielt der vielseitig gebildete Mann im ganzen fünfzig Vorträge während fünfzehn Gesellschaftsjahren und legte außerdem immer den Schwerpunkt auf eine anregende Diskussion; in der Sektion Rhätia des SAC, im «Literarischen Verein», in der Freimaurerloge war er ein ebenso tätiges Mitglied und bei den öffentlichen populär-wissenschaftlichen Vorträgen fand man ihn immer in den ersten Reihen. Nach einer oberflächlichen Schätzung dürfte Theobald während seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Chur in den genannten wissenschaftlichen Kreisen nahezu 200 Vorträge gehalten haben. Zudem erreichte seine literarische Wirksamkeit in Chur den Höhepunkt. Es schien, als ob den sonst schon überaus fleißigen Mann in den letzten sechs Jahren seines allzu kurzen Lebens eine geheime Macht zu noch rastloserer Tätigkeit getrieben habe, denn seine Arbeitslust kannte keine Grenzen und ließ sich auch nicht durch die wohlmeinendsten freundschaftlichen

---

<sup>26</sup> Siehe Brief des Prof. Dr. B. Studer aus Bern, Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens 1869/70, S. 108–110.

Warnungen hemmen. Aus der von Dr. E. Killias<sup>27</sup> zusammengestellten Liste aller Publikationen Theobalds entnehmen wir, daß er nur während seines Churer Aufenthaltes 39 geologische, 7 botanische, 2 zoologische, 8 topographische Abhandlungen, dazu noch sechs über Witterungskunde und fünf allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts, wie «Leitfaden der Naturgeschichte 1868», «Über naturwissenschaftlichen Unterricht 1862», «Einige Gedanken über Styl und Weise in der Naturbeschreibung», «Die zerstörenden Kräfte in der Natur und ihr Verhältnis zum Naturganzen und zum Menschen» 1866, «Altes und Neues» (Neujahrsbetrachtungen) 1863, veröffentlicht hat. Zudem hat er im Auftrag der Schweizerischen Geologischen Gesellschaft die geologischen Karten des ganzen osträtischen Gebirges ausgearbeitet, und zwar in einer – nach dem Urteil aller Fachgenossen seiner Zeit (Vogt, Studer, Gümbel u. a. m.) – vorbildlichen Art.

Braucht man sich zu wundern, daß Graubünden nicht bloß den deutschen Forscher und Professor, sondern auch den Bürger Theobald besitzen wollte. Die Gemeinde S-chanf im Oberengadin schenkte ihm am 30. Mai 1864 einstimmig das Ortsbürgerrecht, und der Große Rat des Kantons Graubünden beschloß am 14. Juni des gleichen Jahres «dem Herrn Prof. G. L. Theobald von Hanau nebst Familie wird in Anerkennung seiner zehnjährigen Wirksamkeit als Lehrer an der Kantonsschule sowie seiner Verdienste um die Hebung der Naturwissenschaften im Kanton und um die wissenschaftliche Erforschung desselben das Bürgerrecht des Kantons unentgeltlich erteilt».

Zwei Anfragen für Berufungen, die eine nach München, die andere nach Frankfurt, lehnte Theobald ab. Von der letztern Ablehnung kennen wir den Grund: seinem neuen Vaterlande nicht untreu zu werden. Im Winter 1868/69 wurde der rastlose Wanderer müde und leidend, und am 15. September 1869, abends 5 Uhr, stand das reiche Leben für immer stille.

Groß war die Trauer um ihn im ganzen Kanton und weit über dessen Grenzen hinaus.<sup>28</sup> Ein erratischer Block aus Puntaglias Granit, den Theobald selber am Calanda, in der Nähe von Chur aufgefunden

---

<sup>27</sup> Killias war Kurarzt im Kurhaus Tarasp, hat sich auch als Botaniker einen Ruf gemacht. Von ihm stammt ein wertvoller «Katalog aller im Unter-Engadin vorkommenden Pflanzen».

<sup>28</sup> Siehe Gedicht von Dr. Th. Simmler aus Muri. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, 1868/69, S. 134/135.

hatte, bezeichnet die letzte Ruhestätte des kundigsten Forschers der rätischen Alpen und dient gleichsam als Symbol seines Lebens. Eine Gipsbüste in der Bibliothek der Kantonsschule hat uns in sprechender Weise die edlen und geistreichen Züge des Verstorbenen aufbewahrt. Die Spuren, die sein Geist in Graubünden hinterlassen hat, werden jedoch noch mancher Generation unvergeßlich bleiben.

Überblicken wir zusammenfassend das Leben und Wirken der zwei Hauptvertreter der bündnerisch-deutschen Beziehungen um 1848. Da haben wir zunächst den 23jährigen Burschenschafter Salis, beseelt und begeistert von einer erhabenen Idee, von der Idee der Freiheit und durchdrungen vom Glauben an die Macht dieser Idee, die als praktisch-politisches Postulat zum Ideal wird, zur Demokratie.<sup>29</sup> Als Bannerträger dieser sittlichen Idee vertritt er im reaktionären Berlin die Schweiz und Graubünden. Mächtige Impulse gehen von ihm aus, denn er ist eben der Vertreter des «idealsten Staates» der alten Welt; er ist die Verkörperung seiner Zeit, aber die Impulse scheitern am engherzigen, monarchistischen Geist Deutschlands, zu aufbauenden, bleibenden Werken führt der politische Einfluß der Schweiz noch damals nicht. Salis' Tätigkeit dient als Beispiel und Beweis.

Ganz anders ist die Rückwirkung der deutschen Revolution auf die Schweiz, bzw. auf Graubünden, für die wir in Theobald ein sprechendes Beispiel haben. Aus dem deutschen politischen Flüchtling wird in Graubünden ein großer Anreger und Bahnbrecher allgemein geistiger, vor allem wissenschaftlicher Ideen, und so bewahrheitet sich an Theobald mit seltener Deutlichkeit und Größe die Ansicht, die Herr Prof. Näf mit Rücksicht auf die ganze Schweiz ausgesprochen hat und die also lautet:<sup>30</sup> Man wird den politischen Hall und Widerhall der deutschen Ereignisse in der Schweiz nicht überhören wollen. Aber gleichwohl ist die Mission der Schweiz aus einer politischen zu einer vorwiegend humanitären geworden. Die Schweiz hat rettend aufgenommen, was im schweren deutschen Sturm gescheitert ihren Hafen zu erreichen vermochte. Sie hat Menschen vor dem persönlichen Untergang bewahrt, hat wertvolle Kräfte erhalten, für sich, für Deutschland, für eine «fortschreitende Zukunft überhaupt».

---

<sup>29</sup> Näf a. a. O., S. 89 und 49.

<sup>30</sup> Näf a. a. O. S. 57.